Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 18

Artikel: Von den Fontemleuten und der Ermordung Conraus : aus den Aufzeichnungen meiner Kameruner Kriegserlebnisse

Autor: Ritter, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670259

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

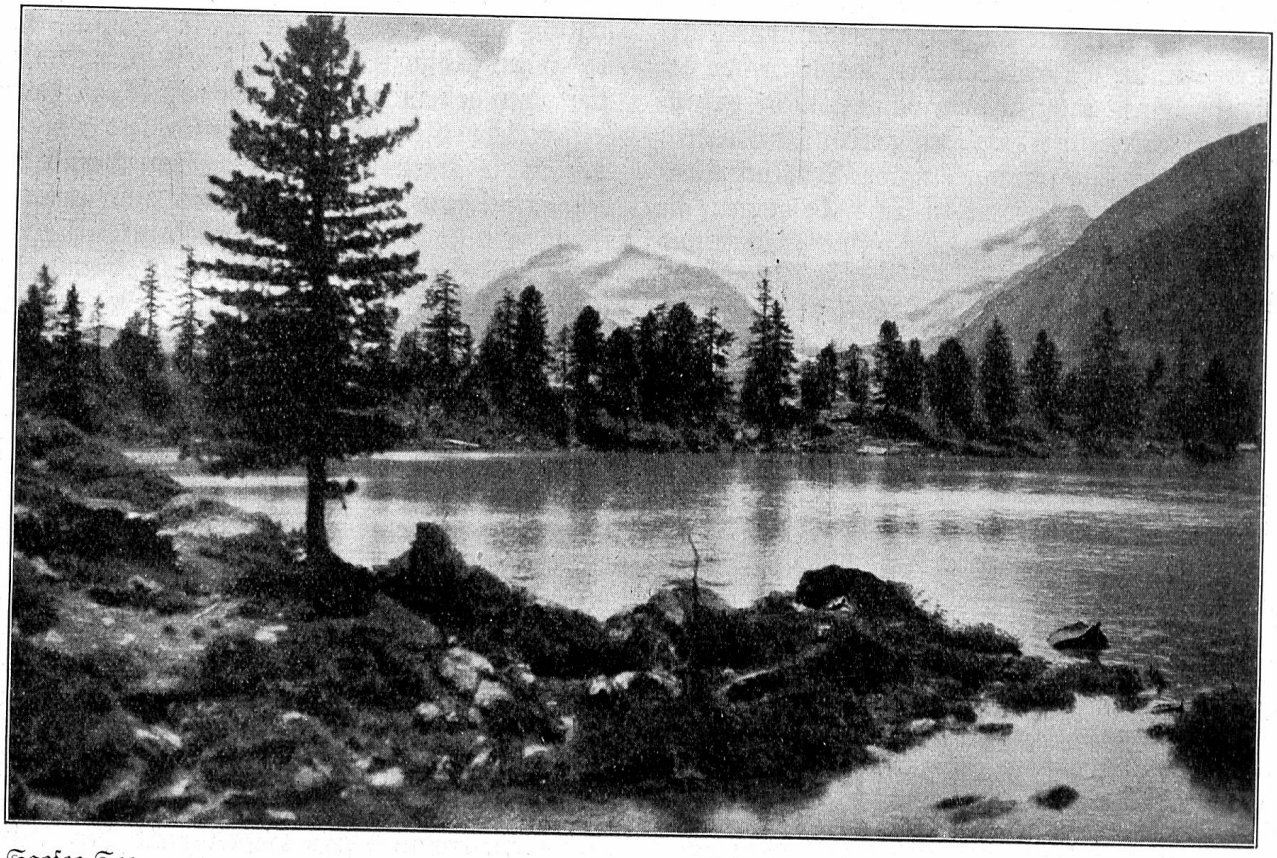
Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erzählt ihr Sagen und Geschichten,
So horcht ein Knabe hell empor,
Er lebt in freudigen Gesichten,
Das Lied klingt fort in seinem Ohr.

Im Sonnendrange schwillt das Blut,
Dem Starken ist das Leben gut.
Und seltsam! — Über Tag und Jahr
Wird Knabentraum im Manne wahr!

J. C. Heer.



Saosee-See.

Phot. Paul Knechtli, Zürich.

Von den Fontemleuten und der Ermordung Conraus.

Aus den Aufzeichnungen meiner Kameruner Kriegserlebnisse, von A. Ritter von der Osten.

Nach Eintreffen des Geldtransportes von Mamfe trat ich, wie mit H. verabredet, die Reise nach Dschang an. Vorher hatte ich noch einmal Leute nach Mundame gesandt, die sich dort nach dem Stand der Dinge erkundigen und feststellen sollten, wie weit der Feind inzwischen vorgedrungen war. Sie haben Mundame nicht mehr erreicht, da es bereits vom Feinde besetzt war.

Die Reise Tinto-Dschang dauert etwa fünf Tage und führt durch die wunderbare Bangwa-Landschaft, das herrlichste Gebirge, das ich jemals in Kamerun geschaut habe. Schon 1909 hatte ich es durchquert und mich später oftmals seiner überaus romantischen Reize und Schönheiten erinnert. Jetzt war es mir nun abermals vergönnt, dieses prächtige Schöpfungswerk der Natur andächtig und ehrfurchtsvoll bewundern zu dürfen. Am ersten Tage führte der Weg in beträchtlicher Breite über sanftgewellte Hügel hinweg, über mehrere Wasserläufe und vorbei an Pisang-Farmen und Maniokfeldern der Eingeborenen — ihren sauberen schmucken Häuschen und idyllischen Dorfanlagen. Am zweiten Tage jedoch ging es allmählich aufwärts, hinein in die Berge.

Schon abends vorher hatte ich von der Hütte aus, in der ich mein Quartier aufgeschlagen und übernachten wollte, dem letzten nach dieser Himmelsrichtung hin gelegenen Banyang-Dorf, Gelegenheit, das wild zerrissene, mit vielen Zacken und Spitzen aufstrebende Fontem-Gebirge betrachten zu können. Weit in der Ferne auf einer Höhenkuppe, der viele andere zusammenhängende Bergmassive vorgelagert waren, konnte ich mit bloßem Auge eine Stelle

erkennen, wo man den Urwald niedergelegt und nur ein paar alte Baumstümpfe hatte stehen lassen, die in ihrer Kahl- und Nacktheit drohend zum Himmel emporragten gleich Galgengerüsten. Nicht allzuweit davon gewahrte ich klar und deutlich die Häuser der Eingeborenen, quadratisch gebaute Hütten mit hohen pyramidenförmigen Grasdächern, zwischen denen schmale dünne Rauchschwaden offener Feuer langsam und träge zum stillen Äther emporstiegen.

Das Fontem-Gebirge ist von einem finsteren hügelauf-, hügelabsteigenden undurchdringlichen Urwald bestanden und nur in den oberen Partien einiger mächtiger Berggiganten von baumlosen Grasflächen, dem sogenannten Elefantengras, bedeckt, das immer mehr vorherrscht, je weiter und höher man steigt, bis man nach längerem Wandern, dem Überschreiten eines etwa 1400 Meter hohen Gebirgssattels aus dem phantastischen Gebirge heraus ist und ein Plateau betritt, wo ausgesprochenes Hochland mit kleinen spärlichen Baumgruppen längs der Wasserläufe und Niederungen typisch ist.

Es ist ein schönes Land, was der Fontem oder Bangwa seine Heimat nennt. Wenigen nur ist es bekannt, und selten wird es besucht. Die Bangwa sind, weil mit Weißen erst wenig in Berührung gekommen, ein scheuer Menschenschlag. Begegnet man ihnen unterwegs, so flüchten sie auf gewundenen schmalen Buschpfaden, die allenthalben unauffällig vom Hauptwege abzweigen, die Hänge hinunter in ihre dort versteckt liegenden Farmen und Siedelungen. Letztere bestehen gewöhnlich aus kleinen Gehöften, welche an schwer auffindbaren Stellen im Busch, niemals jedoch am Wege selbst, anzutreffen sind. Selten daher erblickt der Wanderer an der Straße ein Haus. Nur dort, wo der Weg einen Blick in das Tal gestattet, beim Erklettern eines einzelnen isolierten Berges oder, wenn er eine hohe Kuppe erreicht hat, die ihm einen weiten Blick in die Ferne erlaubt, gewahrt er kleine Bananenhaine und Anpflanzungen mit eingezäunten, allerliebst sich ausnehmenden Gehöften, aus welchen zwischen Schattenbäumen versteckt die niedlichen Grasdächer der Eingeborenenhäuser hervorlugen. Friedlich weidende Schafe und Ziegen erblickt man, und hin und wieder tönt das schrille Kikeriki eines lebenslustigen Haushahnes weit unten vom Tal herauf. Es ist ein recht erhabenes Gefühl, von diesen luftigen Höhen aus, inmitten tiefster Wildnis und Einsamkeit, den weit- und breitverzweigten seltsamen Gebirgserscheinungen mit ihren vom Wald verdeckten unsichtbaren Sturzbächen und Wasserfällen, die in den Schluchten tobend und polternd zu Tal rauschen, seine Blicke schweifen zu lassen über das von einer strahlenden Sonne magisch erleuchtete Landschaftsbild, in dessen vielgestaltenen Höhen und Niederungen ein Volksstamm haust, der von der Kultur erst wenig beeinflußt, seine uralten Sitten und Gebräuche, wie vielleicht einst vor Jahrtausenden, beibehalten hat bis zum heutigen Tage. Und wenn gar in nächtlicher Stille aus dem dunklen Urwald in rhythmischer Weise der Heul- und Klagegesang der Neger heraufdringt, die bei Trommelwirbeln und komischen Nacktänzen wehmütig den Tod eines ihrer Verstorbenen beklagen, dann kann man sich wohl im Geist zurückwähnen, in jene längst vergangenen Zeiten, als man von der Existenz dieser Völker noch nichts wußte und Afrika das Land der Sagen und Wunder war. Mehr als einmal mußte ich hier Halt machen in anbetendem Staunen vor den Wundern der Natur und ihren Geheimnissen.

Abgesehen von seinen Reizen und Schönheiten hatte ich für das Bangwa-Land auch ganz besonders deshalb ein großes Interesse, weil ich mit den Einzelheiten der hier 1904 stattgefundenen Ermordung des Deutschen Conrau vertraut war.

Schon 1905, als ich zum erstenmal das Schutzgebiet betrat, hatte ich die Bekanntschaft seines ehemaligen Begleiters, der sich Wilhelm nannte, gemacht. Später, als ich die Tinto-Faktorei verwaltete, war dieser Wilhelm, der überall als selbständiger Händler das Land durchzog, auch einmal nach dort gekommen. Da es ein netter, gesprächiger und wie es schien, auch relativ aufrichtiger Mensch war, hatte ich mich seiner angenommen und ihn überall, wo es möglich war, in seinem Handel unterstützt. Wilhelm, der in einem seltsamen Verhältnis von Treu und Anhänglichkeit zu seinem Herrn gestanden haben muß, berichtete mir stets mit Stolz und Begeisterung von diesem und, so oft ich es hören wollte, auch die Umstände, unter welchen Conrau in Fontem ums Leben gekommen war.

Conrau muß, soviel ich habe erfahren können, Arbeiter-Anwerber gewesen sein und als solcher in den Diensten einer der großen Kakao-Pflanzungen am Kamerunberge bei Victoria gestanden, auch muß er viel zur Erkundung

von Wegen beigetragen haben, denn auf fast allen älteren Karten Kameruns befinden sich Routenaufnahmen von ihm verzeichnet. Als Arbeiter-Anwerber war er, nach den Darstellungen Wilhelms, auch einmal im Bangwa-Gebiet erschienen und hatte dort von dem Häuptling Fontem Leute erhalten. Als er jedoch das zweite Mal nach Fontem, dem Häuptlingsdorf, gekommen war, um von neuem Arbeiter anzuwerben, habe ihn der alte Häuptling Fontem, dem zu Ohren gekommen, daß viele seiner Leute in den Pflanzungsbetrieben an der Küste Krankheiten zum Opfer gefallen und zugrunde gegangen seien, gefragt, wo er denn die Leute, die er das erstemal erhalten, gelassen habe. Er hätte ihm — Conrau — dieselben doch nur auf ein Jahr, das heißt 12 Monate, überlassen und diese seien nach seiner Zeitrechnung sowie der der benachbarten Banyangs, bei denen er sich erkundigt, jetzt um. Conrau dagegen habe behauptet, die 12 Monate seien noch nicht verstrichen. Da die Eingeborenen ihre Monate nach den Mondumläufen zählen und der Mond bereits zwölfmal erschienen war, waren sie nach ihrer Meinung im Recht. Nach dem Kalender jedoch fehlten noch etliche Tage daran. So sehr sich Conrau auch bemühte, den Leuten das plausibel zu machen, so wenig wollten sie ihn verstehen. Conrau wurde angedeutet, daß er das Dorf nicht eher zu verlassen hätte, bis die Leute, die er seinerzeit mit zur Küste genommen, wieder zurück seien. Ihm wurde eine Hütte angewiesen, wo er mit seinem Personal und den Trägern Wohnung zu nehmen hatte. Conrau versprach dem Häuptling, daß er zwecks Zurücksendung der Leute sofort nach Victoria schreiben wolle, fertigte in Wirklichkeit aber ein Schreiben aus, das an den damaligen Gouverneur von Puttkamer in Buoa gerichtet war, in welchem dieser um sofortige Absendung verkleideter Soldaten, die ihn — Conrau — aus der Gefangenschaft befreien sollten, ersucht wurde. Inzwischen jedoch hatte Conrau — ob nun sein Leben seitens der Eingeborenen gefährdet war, oder ob sich ihm eine hoffnungsvolle Aussicht zu entkommen eröffnet hatte, das festzustellen, war mir nicht möglich gewesen — den Entschluß gefaßt, zu flüchten. In einer finsteren Nacht verließ er mit seinen Leuten heimlich das Dorf. Er hatte die Zeit nach Kräften ausgenutzt und war gut vorwärts gekommen, als er bei Tagesanbruch ein kleines Wasser erreichte, wo er, um sich die wundgelaufenen Füße zu kühlen, ein wenig Rast hielt. Conrau hatte die Reise nämlich ohne Fußbekleidung angetreten, die ihm die Eingeborenen, um seine Flucht zu verhindern, in schlauer Berechnung abgenommen hatten. Die Begleiter Conraus rieten ihm, nicht allzulange am Wasser zu verweilen, da die Fontem-Leute, sobald sie von seiner Flucht erführen, ihm sofort nachsetzen würden. Conrau jedoch soll den Rat der Leute in den Wind geschlagen haben und weiter am Wasser verblieben sein, bis auf einmal die Fontem-Leute aufgetaucht und ihn überrascht hätten. Da Conrau sowohl als auch seine Begleiter bewaffnet waren, hätten sie sofort das Feuer auf ihre Verfolger eröffnet. Viele der Angreifer seien gefallen. Speziell Koch und Boy des Conrau sollen fabelhaft geschossen und sich heldenhaft benommen haben, und auch Conrau selbst mit seiner zehnschüssigen Mauser-Pistole soll mit jedem Schuß einen der Feinde niedergestreckt haben, bis die Leute allzunahe an ihn herangekommen und er keine Munition mehr gehabt hätte. Da habe er die letzte Kugel für sich verwandt und seinem Leben durch einen Kopfschuß ein Ende gesetzt. Gleich darauf sei auch das Personal Conraus restlos niedergemacht worden.

Auch dem Wilhelm, der mit dem Schreiben an Gouverneur Puttkamer sich unterwegs befand, waren sie nachgesetzt und hatten ihn bei Kokobuma an der Bali-Straße eingeholt. Dort hatten sie ihm gesagt, daß Conrau, sein Herr, ihn zurückrufen lasse. Als ihre Bemühungen, ihn zur Umkehr zu bewegen, vergeblich gewesen, waren sie sogar handgreiflich geworden und hatten versucht, ihn mit Gewalt zurückzuschaffen. Zufällig vorbeikommenden Bali-Leuten hatte er es zu verdanken, daß die Bangwas von ihrem gewalttätigen Vorhaben Abstand nahmen und er wieder frei kam. Als Gouverneur Puttkamer das Schreiben Conraus erhielt, war dieser längst tot.

Doch nicht allzulange sollte das Verbrechen der Fontem-Leute ungesühnt bleiben. Denn gleich nach Bekanntwerden desselben wurde zur Bestrafung der Eingeborenen eine Kompagnie der Kameruner Schutztruppe in das Gebiet der Bangwa entsandt. Beim Anmarsch der Truppe floh die Bevölkerung in die Berge und Wälder, so daß es jener unmöglich war, in den unwegsamen Gebieten die Leute zu stellen und zur Rechenschaft zu ziehen. Dafür aber wurden alle ihre Dörfer zerstört und abgebrannt. Den

alten Häuptling Fontem bekam man natürlich auch nicht.

Im Anschluß an diese Operationen wurde im Fontem-Dorf eine Militärstation errichtet, deren Aufgabe es war, das Land zu befrieden und etwaige neue Aufstandsgelüste der Eingeborenen schon im Keime zu ersticken. Einige Jahre darauf, als die Eingeborenen zur Vernunft gekommen, wurde die Station wieder aufgehoben und weiter nach dem Innern zu, nach Dschang im Grasland, verlegt. Festungsmauer und Europäerhaus ließ man stehen. Letzteres, außerordentlich stark gebaut und mit einem Wellblechdach versehen, enthielt zwei Räume mit offenem Kamin. Die das Haus und den Stationshof umgebende dicke Mauer mit einem Eckanbau für Maschinengewehre war schon 1909, als ich das erstemal durch Fontem zog, teilweise zerfallen. Gras, Buschwerk und Schlingpflanzen wucherten zwischen den Steinen, und große dunkle Honigbienen summten emsig umher in ihren zahlreichen, zwischen Mörtelgeröll und Steinen der zermürbten Mauer verborgenen Nestern den süßen Nektar der duftenden Tropenblumen sammelnd. Fontem war damals verlassen und kein einziger Europäer mehr anwesend. Die reizende Lage der Station, auf einem schmalen Hügel sich ausdehnend, der auf der einen Seite bis zum Häuptlingsdorf hinüberreicht, auf der andern, demselben gegenüber gelegen, sanft abfällt und von hier aus einen prächtigen Ausblick gewährt auf ihre nächste Umgebung, über blühende Felder der Eingeborenen und die in prächtigen Farben prangenden Blumen und Sträucher der Wiesen und Hänge — in etwas weiterer Entfernung jedoch, die Station von allen Seiten einschließend, die gewaltigen Bergmassive mit ihren grotesken Zacken und Spitzen erkennen läßt, ließ mich schon damals in Träume versunken all der Geschehnisse und Ereignisse gedenken, die einst in diesem Lande sich zwischen Schutztruppe und wilden Völkerschaften abgespielt haben. Ich kletterte auf die Mauer mit ihren Aufbauten und zahlreichen Schießscharten und betrachtete das Gelände vor der Station, auf dem man früher die dichten Scharen der angreifenden Neger erwartet haben mochte. Damals ahnte ich natürlich noch nicht, daß diese verlassene Station noch einmal eine Rolle spielen würde in einem Kriege der zivilisierten Nationen — in einem gewaltigen Weltkriege. Als ich die Station im November 1914 zum zweiten Mal, also während des Krieges, erblickte, war sie bewohnt und die Mauer, dort, wo sie schadhaft und eingefallen, repariert. Zu beiden Seiten derselben hatte man starke Baumpfähle in den Boden getrieben und diese durch Lianen fest miteinander verbunden, so daß kein Stein mehr abbröckeln konnte und die ganze Mauer wieder Halt bekommen hatte. Draußen vor der Station exerzierten schwarze Soldaten, und überall zeigte sich reges Leben.

Der hier stationierte Weiße war der Förster und Oberjäger Anton, der zwischen Dschang und Tinto den Flaggenpostverkehr aufrechtzuerhalten hatte. Da die beiden von ihm bewohnten Räume äußerst klein waren, nahm ich draußen vor dem Hause Quartier in einem daselbst aufgeschlagenen Zelte. Ich überraschte A. beim Trunk einer merkwürdigen Flüssigkeit, die so schwarz war wie Tinte und die er als „Tee" bezeichnete. Ob es nun wirklich ein solcher war und nicht etwa ein x-beliebig gefärbtes Kraut, das ihm das Kaiserliche Proviantamt geliefert, darüber war er sich selbst nicht einig. In Ermangelung eines andern Getränkes hatte er sich jedenfalls an dieses farbstoffreiche Gesöff gewöhnt und vertilgte davon, ohne irgendwie von Verdauungsstörungen geplagt zu werden, ganz erstaunliche Mengen. Eine Flasche dunklen Münchners, die ich hier mit ihm leerte, bekam ihm indessen besser. Leider mußte es bei der einen Flasche sein Bewenden haben, weil es die letzte war, die ich bei mir führte. Anton war ein ausgezeichneter Schütze und hatte als solcher mehrere Schirrantilopen erlegt, die hin und wieder jenseits der Station aus dem hohen Gras heraustraten. Ein paar Felle dieser Tierspezies, die an den Wänden seiner Wohnung prangten, legten beredtes Zeugnis hiervon ab. Zu meiner nicht geringen Überraschung erfuhr ich von Anton, daß auf einem nahen Berge unweit der Station der alte Häuptling Fontem wohnte.

Hier muß ich, um dem Leser Aufschluß zu geben, auf welche Weise Fontem wieder in sein altes Dorf kam und dort seine letzten Tage in Ruhe und Frieden beschließen durfte, folgendes einschalten.

In jenen Tagen, als ich in Tinto stationiert war, hatte mir der Weyboy Wilhelm wiederholt versichert, daß der alte Fontem, den man inzwischen für tot erklärt, noch lebe und er — Wilhelm — auf seinen Reisen ins Bangwa-Land oft Gelegenheit gehabt habe, ihn daselbst

zu sehen. Auf diese Erklärungen hin hatte ich damals den Entschluß gefaßt, von Tinto aus in Fontem eine Faktorei zu improvisieren und mit Hilfe Wilhelms den Häuptling, den ich durch Geschenke und Versprechen zum Betreten der Faktorei bewegen lassen wollte, und der keine Ahnung von meinem Wissen der mehrere Jahre zurückliegenden Ermordung Conraus hatte, festzunehmen. Da aber die Sache für mich hätte recht riskant werden können, insofern nämlich, als die Eingeborenen der Verhaftung ihres alten Häuptlings entschieden Widerstand entgegengesetzt haben würden, ich auch nicht wußte, ob die deutsche Regierung, anstatt für die Ergreifung des Häuptlings dankbar zu sein, mir nicht etwa Schwierigkeiten bereitet hätte, gab ich das beabsichtigte Vorhaben wieder auf. Ein Jahr später, als auch das Kameruner Gouvernement von der Anwesenheit des alten Häuptlings Kenntnis erhielt, wurde das Dorf Fontem eines Morgens durch von Dschang ausgesandte Truppen umstellt und der Häuptling festgenommen. Fontem wurde nach Garua verbannt, später jedoch durch Exzellenz Ebermaier, als derselbe die Tschadsee-Länder bereiste, in Garua begnadigt. Der Häuptling durfte in seine Heimat nach Fontem zurückkehren und dort wieder Wohnung nehmen. In der Zwischenzeit hatte die deutsche Regierung seinen Sohn Fontem als Häuptling eingesetzt. Die Rückkehr des Vaters änderte nichts an dieser Ernennung. Derselbe führte jetzt ein zurückgezogenes Leben, hatte auch keine Stimme mehr im Rate seiner Stammesgenossen.

Nachdem ich also von der Anwesenheit des alten Häuptlings vernommen, interessierte es mich natürlich außerordentlich, ihn persönlich kennen zu lernen. Oberjäger Anton, dem die historische Vergangenheit der Bangwa-Völker und das Vorleben des alten Fontem vollständig unbekannt war, gab ich in kurzen Worten hierüber Aufschluß. Auf meinen Wunsch sandte er sofort einen Soldaten zum Häuptling mit der Bitte, daß sich dieser zur Station herunterbegeben möchte. Fontem erschien! Eine gedrungene kräftige Gestalt von mittelgroßer Statur und vollständig weißem Haupthaar, jovial und freundlich, der mit größter Beredsamkeit über alles lächelnd Auskunft gibt, bis auf Fragen, die sich auf die Ermordung Conraus beziehen. Als ich ihm von dem Weyboy Wilhelm erzählte, schwieg er ganz betreten, faßte sich dann aber und erklärte mir, es wäre sein Freund. Ich frug ihn darauf, was er und seine Leute denn seinerzeit mit dem Personal gemacht, ob sie den armen Kerls die Köpfe abgeschlagen hätten. Fontem wurde noch mehr verlegen, wortkarg und blickte verschämt zur Erde. Conrau, sagte er, habe sich selbst eine Kugel in den Kopf gejagt, nachdem seine Leute, die Bangwas, ihn versehentlich durch einen Schuß am Bein verwundet und er nicht mehr hätte laufen können. Noch weiteres in dieser Affäre aus ihm herauszubringen, war mir unmöglich. Fontem schien sich seiner Schuld bewußt zu sein, und ich merkte bald, wie sehr es ihm Wunsch war, daß ich das ihm offensichtlich recht unangenehme Thema verlassen und das Gespräch auf ein anderes Gebiet hinüberleiten möchte. Auf meine Frage, ob er so etwas nochmals tun würde, schüttelte er lebhaft den Kopf, und bei den Worten, die Deutschen seien jetzt seine Freunde, erhellte ein glückliches Lachen sein Antlitz. — Abends machte ich ihm in seiner Wohnung einen Besuch. Nachdem ich den Berg erstiegen, kam ich an ein großes Gehöft, das von vielen hohen Häusern und so angelegt war, daß man, um in die Wohnung des Häuptlings zu gelangen, erst zahlreiche eng miteinander verbundene dunkelbeschattete Hütten und Vorräume passieren mußte. In den Häusern wimmelte es überall von halbnackten, starkbrüstigen Jungfrauen und Mädchen, die erst neugierig den Kopf zur Tür hinaussteckten, dann aber mit einem Mal lautlos verschwanden. Nachdem ich durch diese düsteren Häuser und Räume, wo allenthalben speerbewaffnete Wachen standen, durch die kleinen fensterartigen Türöffnungen, die nur in gebückter Haltung zu passieren waren, hindurchgekrochen, hatte ich schließlich das Häuptlingsgehöft vor mir, zu dessen oberem Teil, wo Fontem sich aufzuhalten pflegte, eine nach europäischer Bauart konstruierte Treppe aus Holz hinaufführte. Das Hauptzimmer seiner Wohnung enthielt einen Tisch, mehrere Bänke und Stühle und war rein und sauber. In den Ecken und Nischen sah man aus Holz geschnitzte Trommeln, sowie solche aus Kalabassen und Ziegenfellen, ferner Schwerter, Pfeile und Bogen und an der Decke des Zimmers, gewissermaßen als Baldachin, eine deutsche, schwarz-weiß-rote Flagge. Fontem war auch hier bei froher heiterer Laune und jeder, der an diesem Tage seine Bekanntschaft gemacht hätte, würde es nicht für möglich gehalten

haben, daß dieser Mann einst den Tod eines Europäers verschuldet hat.

Fontem und seinen Leuten, alles wilde Völkerschaften, deren Rechtsbegriffe von denen der weißen Rasse grundverschieden sind, muß zugute gehalten werden, daß sie seinerzeit lediglich für ihre Brüder, die ihrem Glauben nach durch Schuld der Europäer an der Küste zugrunde gegangen seien, eingetreten waren und nur deren Freiheit und Rückkehr erwirken wollten. Das war ein von ihrem Standpunkt aus keineswegs zu verurteilendes Bestreben, das die begangene Tat in einem ganz andern Licht erscheinen läßt als jene Mord- und Schandtaten anderer Eingeborenenstämme, die ohne Anlaß lediglich aus rohen Instinkten Weiße umbrachten.

In Fontem war die Temperatur schon eine merklich frischere als tags zuvor in dem tiefer gelegenen Banyang-Gebiet, wo ich noch spät am Nachmittag schweißtriefend in einer Eingeborenen-Hütte hockte. Während das Thermometer da unten etwa 32 Grad Celsius zeigte, waren es hier oben nur noch 25 Grad Celsius, für den Europäer, der jahrelang in der Tiefebene an der Küste sich aufgehalten, immerhin schon ein recht merkbarer Unterschied.

Ich verbrachte in Fontem eine herrliche Nacht. Durch die geöffnete Zelttür strömte die erquickende Nachtluft zu mir herein und mit dieser das einschläfernde Geräusch des nächtlichen Tierlebens im nahen Waldesdickicht. Sonst herrschte feierliche Stille ringsumher, die nur unterbrochen wurde von jenen Trommelwirbeln, die in regelmäßigen Intervallen aus dem Häuptlingsdorf herüberklangen und vom Echo der Berge und Wälder widerhallend mit den eintönigen im rhythmischen Takt begleiteten monotonen Klageliedern der Eingeborenen sich seltsam vermischten. Ja, so wie in dieser Nacht, wo der Gesang der ihrer heidnischen Religion lebenden Völker wehmütig zum Himmel hinaufstieg, mochte es hier wohl schon seit Urzeiten zugegangen sein. Der Engel des Friedens, der über Millionen von Völkern christlichen Glaubens wacht, hatte auch über diese Heiden seine schützenden Fittiche gebreitet, deren Gebete und Dankpreisungen, wenn auch in anderer Form und mit andern Worten verrichtet, vielleicht ebenso wirkungsvoll zum Himmel hinaufgelangen mochten, wie die der andern zahlreichen Rechtgläubigen in der Welt. Hier gab es keinen Religionsstreit. Die Völker hatten ihren Frieden und ihre Glaubensfreiheit, einen Glauben, der ihnen ebenso heilig war, wie den andern der christliche und der, ob er nun einen Gott zur Verehrung hatte oder ein anderes überirdisches Wesen, an der Echtheit ihrer Religion nichts änderte. Hier in den Tropen, inmitten der Natur, wo eine ungeheuer üppige Vegetation die phantastischsten Gewächse und Pflanzengebilde entstehen läßt — in den wildzerrissenen Gebirgslandschaften, die noch kein Weißer betreten und wo, wie mir einmal ein Missionar versicherte, die Schöpfung der Welt noch nicht fertig sei — dürfte Gott den Naturvölkern ebenso nahe sein, wie in irgend einem alten Kulturstaate, wo kunstvoll gebaute Kathedralen weithin das Gottestum verkünden.

Negermädchen.

Nicht nur die Farbe scheidet dich vom Weißen,
nicht nur dein Antlitz, ebenholzgedunkelt,
und deine Finger, flittergoldumfunkelt,
und deiner Augen sinnlich-schweres Gleißen.

Es sind die Stimmen, die in deinem Blute
seit Anbeginn der schwarzen Rasse singen
und die mit einer großen Freiheit klingen,
so wie des Niggers Riesenstromgeflute,

Doch die in matter Qual durchs Blut dir klagen,
wie eines Orgelsangs gebrochnes Rauschen,
und denen hingebeugt in stetem Lauschen,
du mußt versklavten Volkes Jammer tragen.

Zwar bist du frei. Doch deine Ahnen mahnen
und weisen Tag und Nacht dich in die Schranken.
Schwarz ist dir Schwarz in Schwermut der Gedanken.
Stets mußt du dich als Ziel der Scheibe ahnen,
in die der weißen Christen Treffer sanken.

Oskar Kollbrunner.